

TYSON YUNKAPORTA

MATTHES
&
SEITZ
BERLIN

RICHTIGE STORY FALSCHES STORY

Wie man
angstfreie
Gespräche in der
Hölle führt

Leseprobe

Kostenlose Leseprobe
Das Buch erscheint am 3. September 2026
ca. 270 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-7518-2145-2

Tyson Yunkaporta

RICHTIGE STORY
FALSCHE STORY

Wie man angstfreie Gespräche
in der Hölle führt

Aus dem Englischen
von Dirk Höfer



Kultur mit der Kettensäge

Vor meinem Fenster in der Stadt sitzt eine Drosselkrähe auf der Stromleitung. Ihre glänzenden Federn verraten mir, dass es sich nicht um einen dieser Gierschlünde handelt, die in Mülltonnen wildern, sondern dass sie viel mehr Possumfleisch als Chips und weggeworfenes Brot gefressen hat. Ich glaube, sie weiß, dass ich dabei bin, meinen Verstand zu verlieren, und das amüsiert sie. Es ist selten, dass ein englisches Wort etwas, was hier im Land geschieht, perfekt wiedergibt, aber in diesem Fall ist »*chortling*« (glucksen) das beste Wort im ganzen Universum für das, was der Vogel gerade anstellt. Beinahe klingt es sogar so, als ob er das Wort *chortle* ausrufen würde, und ich bin mir ziemlich sicher, dass er mich aus meiner Verzweiflung herausholen will, indem er mich dazu bringt, mich mit so etwas wie Sprachtheorie zu befassen. Aber ich widersetze mich hartnäckig. Stattdessen gehe ich mit meinen Kindern in den Park, denn von Zeit zu Zeit müssen wir alle einen Baum zu Gesicht bekommen. Dort sind zwei Hunde unterwegs und attackieren meine Tochter (deine Nichte?). Laut schreiend verjage ich sie, während ihr Besitzer ungerührt zuschaut. Die Hunde glotzen mich mit dem gleichen ungerührten Blick an, dann scheißen sie beide auf den schlammigen Boden und trotten mit ihrem zweibeinigen Rudelgenossen davon.

Mein Sohn (dein Neffe?) liest einen Stock auf, um damit zu spielen. Seine Schwester nimmt ihn ihm ab und sagt: »Das ist aber mein Stock!«, und haut ihn. Er ist irritiert und sieht sie eine Weile einfach nur an. Sie spielt nicht mit dem Stock, hält ihn nur und starrt ihren Bruder an. Er ist ein autistisches Kleinkind, das noch nicht sprechen und sie nicht nach den Spielre-

geln fragen kann. Er zuckt einfach mit den Schultern und hebt einen anderen Stock auf. Voller Begeisterung spielt er mit dem neuen Stock, aber seine Schwester ist wütend. Nach und nach sammelt sie alle Stöcke unter den Bäumen und Büschen auf und wirft sie, außer Reichweite, über den Zaun. Dann nimmt sie seinen Stock und veranstaltet damit das Gleiche. Schließlich legt sie ihr Exemplar, das einzige weit und breit, auf den Boden vor ihn. Natürlich hebt er ihn auf. »Hey!«, schreit sie, »das ist mein Stock!« *Nimmt ihn, haut ihn.*

Falls diese Zivilisation noch länger anhalten sollte als zwei Jahrzehnte, dann ist dieses kleine Mädchen meine Rentenversicherung.

Es sind nicht viele, die es wirklich kapieren, nicht so wie meine vierjährige Tochter: die Doppelhelix aus zentralisierter Regierung und Finanzwelt, die ineinander verwundenen liberalen Strukturen, die unsere Existenz bestimmen. Deshalb kann auch niemand die Disney-Pixar-Eindeutigkeit einer Vierjährigen auf Dauer beibehalten. An irgendeinem Punkt muss man erwachsen werden und lernen, sich auf die Kultur einzulassen, mit der sich das System schmückt, denn sonst erträgt man sein fieses Muster nicht. Wenn mein Sohn älter wird und zu sprechen lernt (mit viel Sprachtherapie), wird er vielleicht verlangen, dass der eine Stock, seiner, rosa angemalt wird oder dass alle Welt anerkennt, wem dieser eine Stock eigentlich gehört, aber er darf keinesfalls unsere Aufmerksamkeit auf all die anderen hinter dem Zaun verborgenen Stöcke lenken oder versuchen, sie zurückzuholen. Vor allem darf ihm nie erlaubt werden, sein Interesse an dem Stock aufzugeben und zu sagen »Scheiß drauf, es ist nur ein Stock. Ich suche mir etwas anderes zum Spielen.«

Bei Unersättlichkeit geht es nicht nur darum, selbst mehr zu haben, sondern darum sicherzustellen, dass andere weniger haben. Unmäßigkeit fühlt sich einfach unbefriedigend an, solan-

ge es anderen noch gut geht, denn man ist ja etwas *Besonderes*. Genau das ist das Denken, das unser Kanu in diesem stinkenden Höllenkreis hat im Sumpf versinken lassen.

Ich habe dieses Kapitel mit der Ein-Stock-Ökonomie meiner Tochter starten lassen, weil ich einen weiteren Stock angefertigt habe, einen großen traditionellen Gesetzesstock, der sowohl falsche als auch richtige Story über Regierungshandeln trägt. Dabei handelt es sich vor allem um Männergeschichten.

Das klingt patriarchalisch, ich weiß, aber in unserer Kultur muss mir das Frauenwissen größtenteils verborgen bleiben. Deshalb ermutige ich dich, als verlässliches Gegengewicht zu diesem verrückten Band mehr indigene Autorinnen zu lesen. Beim Herstellen dieses falsch angefertigten Stocks als warnendem Beispiel breche ich alle Regeln. Weil ich für eine andere Herangehensweise nicht genug Zeit habe und das Holz *jetzt haben will*, nehme ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Kettensäge zu einem Baum mit.

Es handelt sich um eine Silbereiche, die kürzlich gefällt wurde, ein wuchernder dekorativer Neuzugang, der eigentlich nach Queensland gehört, aber trotzdem in seinem eisigen Exil hier im Süden, in Victoria, stark gewachsen ist. Der Baum ist groß geworden und hat alles Wasser, mit dem das Rasengrün täglich gesprengt wurde, aufgesaugt, und nun ist ihm das eigene übermäßige Wachstum zum Verhängnis geworden. In der richtigen Umgebung zeigt uns dieser Baum an, wann die richtige Zeit für den Aalfang gekommen ist, ich habe aber keine Ahnung, was er mir an diesem kalten Ort, an den er nicht gehört, zu sagen hat. Er kann ja unser Bruder in der Zweideutigkeit sein.

»Ich möchte ihn heute von unserem Rasen runterkriegen!« Das ist die Frist, die mir gegeben ist, wenn ich noch etwas von diesem sterbenden Kerl bekommen möchte, bevor er wegge-

schleppt und zu Mulch gehäckselt wird, den irgendwer für seine Kreislaufwirtschaft benötigt. Ich leihe mir eine Kettensäge und lasse sie unter dem kognitiven Konfetti aus Holzspänen und Eile aufheulen, versuche dabei daran zu denken, wofür die superschnellen Sägeschnitte gut sein sollen und was sie bedeuten. Erst später erinnere ich mich daran, als mir Megan Fotos zeigt, die sie von meiner Aktion aufgenommen hat. Es zeigt sich immer mehr, dass ich aus Gründen der Effizienz einen Großteil meines Gedächtnisses in digitale Töne und Bilder ausgelagert habe.

Ich benötige den ganzen Tag, aber schließlich schäle ich das Herz des Baums heraus, den Holzkern, der zu diesem Gesetzesstock werden wird, zu diesem einzigartigen Zeugnis, für das ich einen ganzen Baum in Sägemehl verwandelt habe. Doch das ganze Gemetzel ist gerade richtig für die falsche Story dieses Kapitels und erinnert mich an die große Umfirmierung des unersättlichen Kapitalismus und der Aufklärung, zusammen mit ihrer exotischen Magd: Dekolonisierung 2.0. Schon schmücken Topfpflanzen und Blumen den Stumpf, dort, wo der Baum stand, mein gefallener Bruder in der Zweideutigkeit. Es ist das Fundament, ich kann es sehen und ich traue keinem dieser Mistkerle.

Zum ersten Mal wurden die indigenen Völker auf der ganzen Welt in den wilden Vierzigern dazu rekrutiert, den Planeten zu entkolonialisieren. Damals benötigten die neuen Besitzer der Erde unsere Hilfe, um die europäischen Imperien zu liquidieren (auch wenn Großbritannien einen Trostpreis bekam und Australien schlucken durfte). Ziel war es, ein imperiales Konglomerat unter Führung Nordamerikas auf den gesamten Erdkreis auszudehnen. Für die Betreiber der Entkolonialisierung ging dieser Befreiungsprozess selten gut aus. Nachdem die Schwerarbeit getan war, wurden sie oftmals erschossen oder

mussten ins Exil. An ihrer Statt kamen extremistische Despoten und Konzernmarionetten an die Macht, ein gesetzt vom neuen Weltpolizisten. Ich bin sogar ein bisschen froh, dass die Ureinwohner Australiens damals nicht zur Party eingeladen waren. Bei dem jüngsten revolutionären Neustart, der so gar nichts mehr mit der klassischen Dekolonisierung zu tun hat, geben wir dafür die Ballschönheit.

Dieser fabelhafte neue *Zeitgeist* ist maßgeschneidert, individualisiert, parteilich und kommerzialisiert. Wir dekolonisieren uns durch radikale Einbindung in die Maschine, indem wir Repräsentation in der Kolonie selbst einfordern, wobei wir unser Leben in einem postkolonialen Stil renovieren und der kolonialen Ansiedlung neues Leben einhauchen. Diese Ästhetik, gewonnen aus wenigen tragischen, aber trivialisierten Daten in unseren exotischen demografischen Profilen und Geschichten, wenden wir häufig auf unseren Verstand, unsere Disziplinen, unsere Organisationen und Medien an. Man ermutigt uns, unser eingeborenes Auge in die Renovierungsbemühungen einzubringen, solange dies nur die Oberfläche tangiert. An die Strukturen gehen sollen wir aber nicht.

Unsere Leute stellen jetzt eine willfähige Mittelschicht, deren Rolle darin besteht, Denkmäler, die kulturell antikolonial, aber fiskalisch kolonial sind, eine Plattform zu bieten und sie zu stärken. Wir kriegen nun mehr indigene Führungspersönlichkeiten in der Stadtplanung, im Handel und in der Politik unter, aber nur, solange wir uns auf die Repräsentation konzentrieren und die Besitz-, Finanz- und Regierungsmaschinerie unerwähnt lassen. Bei der Dekolonisierung der alten Schule war zumindest das *cui bono* (wer profitiert) klar und es war für jedermann ersichtlich, wer die neuen Herren sein würden.

Und jetzt sind wir endlich dabei, das Herrenhaus mit den Instrumenten der Herrschaft zu zerlegen, aber die Herren

wohnen nicht mehr hier. Sie kaufen Wasserrechte auf und stürzen sich anderswo in die Landnahme. Sie hoffen, dass wir ihr Haus abreißen, weil es zu einem höheren Preis versichert ist, als sie durch den Verkauf des Grundstücks erzielen würden. Jetzt nutzt ihr Neffe (der sich für soziale Gerechtigkeit und Tiefenökologie einsetzt) das Haus, hält dort ein spirituelles Retreat ab und lädt uns alle zu Wodkashots und Ayahuasca ein. Oh nein, diese neuen Herren haben kein Zuhause, kein Land. Sie sind superreiche Flüchtlinge aus den großen Nationen, die sie ausgeweidet und irrelevant gemacht haben, sie bauen undichte Rettungsflöße aus dezentralisierten, autonomen Organisationen und wechseln in digitale Welten über, in denen es keine westfälischen Grenzen gibt und sie hoffen dürfen, ihren ganzen Scheiß behalten zu können, während die Welt versinkt und überhitzt.

Ich sehe, wie all unsere besten indigenen Köpfe ihr Leben in einem zersplitterten Kampf für gerechte Verteilung in einem System vergeuden, das nicht mehr existiert, und denke: »Mensch, vor vierzig Jahren wäre das großartig gewesen.« Was habe ich in dieser Zeit gemacht? Ich verbrachte diese Jahrzehnte mit der tiefen inneren Arbeit der Dekolonisierung meines Geistes und des Geistes anderer und habe von der globalen Meta-Kolonie kaum Notiz genommen, die sich um mich herum entwickelte und die ich mit all meiner fabelhaften inneren und äußeren Kritik, meiner vorsätzlichen post-strukturalistischen Blindheit gegenüber imperialen Strukturen, meinen maßgeschneiderten spirituellen Reisen und meiner Bullshitpraxis mit aufgebaut habe. Ich hätte die Alarmzeichen sehen müssen, als die Mächtigen begannen, unseren Widerstand und die »Zentrierung« unserer Stimmen zu ermutigen und zu feiern.

Wie auch immer, auf dieser nihilistischen und selbstzerstörischen Feedbackschleife der Logik gelangt mein Bruder Deen

Sanders in mein Leben. Entweder er wurde von den Blackfella-Illuminati geschickt, um mich zum Schweigen zu bringen, oder er ist hier, um eine regulierende Feedbackschleife in meinen Zyklon der zynischen Wut zu tanzen und mich ein wenig länger am Leben zu halten. Das hat er schon ein paar Mal getan (wofür ich streitlustig undankbar bleibe), also nehme ich an, dass Letzteres der Fall ist. Über die Blackfella-Illuminati-Verschwörung mache ich mir nur deswegen halb scherzhaft Gedanken, weil Deen so ungeheuer geheimnisvoll ist. Er ist ein Worimi-Mann mit einer ganzen Latte an Jura- und Psychologieabschlüssen und wurde von der verfluchten Königin mit dem Order of Australia ausgezeichnet – trotzdem weiß ich nicht, womit er seinen Lebensunterhalt verdient.

Er macht sich Sorgen um meinen Gemütszustand und versucht, mir in einem virtuellen, irgendwo im Cyberspace schwebenden Besprechungsraum das Gefühl zu geben, mich verbunden und unterstützt zu fühlen. »Keine Sorge, Bruder, wir haben da diese Krähe vor deinem Haus, die auf dich aufpasst. Wir haben dich im Blick.«

Toll, die Blackfella-Illuminati schicken Vogeldrohnen los, um mich auszuspähen. Das beruhigt mich ganz und gar nicht. Ich witzele, dass unsere Gesetzeshüter unter den Ältesten über uralte Überwachungstechniken verfügen, die viel besser sind als Google Earth (vor allem, weil sie keine Atomuhr haben, die immer, wenn sich die Erdrotation ein wenig beschleunigt, neu justiert werden muss). Er erinnert mich daran, dass die Ahnen ohnehin immer zuschauen. Immer wenn bei einem Anruf wie diesem das Signal unterbrochen würde, meint er, würden sie eingreifen, damit wir keine falschen Sachen sagen oder die falsche Richtung einschlagen. Ich denke, wenn sie die Möglichkeit hätten, würden sie Wichtigeres sabotieren, etwa Kinderschmuggelringe. Ich glaube, es sind eher die Dämonengötter

des Internets, die mit unserem Signal Unfug treiben. Aber so etwas lässt sich nicht verifizieren oder falsifizieren – man muss es einfach glauben.

Neu-Atheisten sprechen bei einer solchen Situation von *Schildkröten bis ganz nach unten* nach einer apokryphen Legende über eine Frau, die glaubte, die Welt würde auf einem Schildkrötenrücken ruhen. Als ein Skeptiker fragte, worauf denn die Schildkröte sitzen würde, antwortete sie: »Auf Schildkröten bis ganz nach unten.« Ich persönlich stelle mir die Schöpfung als Reihe sechseckiger Fraktale vor, die sich aus einem dem Schildkrötenpanzer ähnlichen geistigen Muster immer weiter nach außen ausbreiten. Ich bin also auch nicht besser, denn für mich läuft alles auf einem Schildkrötenbetriebssystem: Schildkröten wohin man blickt.

Aber mein Freund Jordan Hall, ein Tech-Unternehmer, der sich seit den Siebzigern mit Computerwissenschaft beschäftigt, meint, Dämonen und Teufel gäbe es wirklich. Er sagt, dass es Mammon und Moloch in unserer Zeit bestens gehe, dass Steve Jobs seine Seele an den Satan verkauft habe und dass wir alle, sobald das Web 3.0 läuft, einen Pakt mit diesen Wesenheiten schließen müssten oder von ihnen zerstört würden. Ich witzele und sage, dass dies alles wie eine *Hard Fork* in die Hölle wirkt, bin aber davon beunruhigt. *Debils in the interwebs. Yakkey!*

Von jetzt an muss ich, da ich von psychotischen Zusammenbrüchen heimgesucht bin, aufpassen, nicht mehr mit Amerikanern zu sprechen. Statistisch gesehen glaubt eine Mehrheit von ihnen, dass es Teufel und Engel sind und keine Schildkröten, die bis ganz nach unten reichen. Ich möchte ihren Glauben nicht infrage stellen – im Moment brauche ich nur etwas weniger beiläufig Gruseliges, an das ich denken kann. Ich möchte vermeiden, an diese Szene aus dem Film *Omen* zu denken, in der eine Frau, von einer satanischen Krähe attackiert, die

Straße entlang stolpert und schreit: »Meine Augen! Meine Augen!«, bis sie von einem Lastwagen überfahren wird. Zu spät! Ich habe daran gedacht! Mist! Ich muss dieses Gespräch mit Bruder Deen führen.

Um mir mit meinem Denken für dieses Kapitel zu helfen, hat mir Deen einen Bumerang mit Geschichten zur Regierungsführung gemacht. Der Gesetzesstock, den ich gerade mache, ist für ihn. Es ist also ein ritueller Tausch, der das gemeinsam gewonnene Wissen anleitet. Bei diesem Tauschhandel sind wir auf Augenhöhe; auch wenn Deens Autorität kulturell und akademisch die meine übersteigt, verleiht ihm das bei uns keinerlei Macht über mich. Er ist eine Autorität in puncto Wissen und ich respektiere ihn dafür, aber dieses Wissen ist etwas, was er mit mir gemeinsam hat und er darf es nicht über mich stellen, um sich selbst damit großartiger zu machen oder mich ihm gegenüber herabzumindern. Wenn unsere Kultur richtig funktioniert, ist das Beste an ihr, dass sie absolut keine Gurus duldet. Würde ich zu einer anderen Kultur gehören, fühlte ich mich in Gegenwart eines so großartigen und wertvollen Geistes vielleicht eingeschüchtert, würde mich einschleimen oder dankbar zeigen. Und diese Mär von »Großen Männern« würde mich unnütz erscheinen lassen.

Das ist *Bruder* Deen, nicht *Guru* Deen! Wir respektieren seine Autorität, das heißt aber nicht, dass er unser Boss ist! Macht ist von Autorität getrennt, und wir haben diese Macht zusammen als Gleiche inne. Wir zeigen uns also unsere Stöcke und Deen erklärt mir, was er für mich gemacht hat. Zumindest gehe ich davon aus, dass er es für mich gemacht hat. Es könnte sich auch um eine Situation handeln, in der man annimmt, jemand habe einem etwas mitgebracht, dabei will er es einem nur zeigen und man sagt: »Oh Danke«, und der andere ist nun so verlegen, dass er nicht widersprechen will und, sich der Situa-

tion fugend, es zum Geschenk erklärt. Ich hoffe es; ich finde es großartig, wenn so etwas passiert, dieses ungeschriebene englische Gesetz, das sich in der einen oder anderen Form fast überall verbreitet hat, dieses Gesetz, *gesellschaftliche Peinlichkeiten um jeden Preis zu vermeiden*.

Wie auch immer, ich habe jetzt einen Bumerang von Deen, handgeschnitzt aus Mulgaholz, mit Wissen über Regierungsführung. Er sagt, er sei beim Schnitzen »nervös« gewesen, weil wir uns in unserer Lebensweise zwar mit diesen großen Ideen befassen, aber vermeiden sollen, sie als abstrakte Ideen zu definieren, denn »der Akt des Definierens ist ein Akt des Tötens«.

Himmel ja, es ist wirklich wahr, dieser Fluch des Benennens und Definierens von Dingen wie »Natur«, »Umwelt« und »indigen«. Wir exilieren uns damit und das Land trauert um uns. An dieser Wirklichkeit aber kann ich mich festhalten: *Definieren ist der Tod*. Infolgedessen muss das Leben aus Wissen bestehen, das ohne Definitionen auskommt, sorgfältig aufeinander bezogene Seinsprozesse und Bedeutung im Fluss.

Deen macht mich auf das Splintholz des Bumerangs aufmerksam, auf seine helle äußere Schicht, die sich so schockierend vom dunklen Gold des Mulgakernholzes abhebt. Wir Aborigines sind in eben dieser Weise geschichtet, nicht nur da, wo wir hellere Haut haben, sondern ebenso mit den Masken, die wir tragen, den Kostümen, den Rollen, die wir spielen und den Textbüchern, aus denen wir lesen. An dieser Fassade der Konformität, dieser Nachgiebigkeit gegenüber den Insignien der Besatzungsmächte, gibt es etwas, das es zu respektieren gilt. Das Holz der Oberfläche ist weich und biegsam, aber das Herz ist hart wie Stein. Man braucht beides, damit einem das Herz nicht bricht. Dieser Gedanke bringt mich auf eine Geschich-

te, die ich Deen erzählen muss, eine Geschichte, die an unser Feuer gehört. Es ist ein Yarn über französische Armbrüste und englische Langbögen.

Ich erzähle ihm, dass die Armbrust im zwölften Jahrhundert in Europa aufkam und viele Spekulationen auslöste, nämlich, dass sie das Ende der Welt bedeute und den Armbrustschützen eine technologische Übermacht verleihe, die alle Rüstungen nutzlos mache, dass sie zu einem allseitigen Wettrüsten führe, und zwar solange, bis sich sämtliche Staaten in einem prekären Zustand befänden, in dem sie sich gegenseitig zerstören könnten. Es wäre das Ende der Zivilisation! Das war der Schrecken, dem sich 1415 in der Schlacht von Agincourt englische Langbogenschützen gegenübersehen, die sich nur mit einer primitiven aus Eibenholz gefertigten Waffe gegen die elaborierten französischen Armbrüste verteidigen konnten. Die gleiche Art eines europäischen Langbogens aus Eibe wurde bei der mumifizierten Leiche des Gletschermanns gefunden, der vor etwa fünftausend Jahren gelebt hatte. Bei Agincourt hatten die angelsächsischen Fernwaffen schon seit Ewigkeiten keine Verbesserung mehr erfahren.

Der Eibenbogen ist so einzigartig wegen seiner Kombination aus elastischem Splintholz und steifem Kernholz. Der dunkle Kern des Eibenstabs würde zerbrechen, wenn man ihn für sich genommen biegen würde, wenn er aber die Innenseite des Bogens bildet und das weiche, leichte Splintholz an der Außenseite Elastizität verleiht, erhält man einen Mechanismus von ungeheurer Kraft. Es ist jedoch selbst für eine starke Person nahezu unmöglich, den Bogen zu ziehen, daher kann er nur mit einer kulturell bedingten Anpassung gespannt werden.

Bogenschützen muss die Muße zugestanden werden, von früher Kindheit an täglich über Stunden zu üben, wie man

den Bogen spannt. Das heißt, um sie zu fördern, müssen andere Mehrarbeit leisten. (Du merkst, ich verwende hier das Präsens, denn es gibt auch heute noch Menschen, die diese Bögen herstellen und verwenden, und ich respektiere diese kulturelle Kontinuität.) Lebenslang Zeit und Ernährung zu investieren, um das Spannen des Eibenbogens zu meistern, muss in der Ökonomie der Gemeinschaft geschätzt und unterstützt werden. Vor allem müssen potentielle Partner dahin kommen, die schiefe Erscheinung eines Mannes, dessen Arm und Schulter einseitig massiv ausgeprägt sind, attraktiv zu finden. Ich kann mir denken, dass es in den alten Tagen auch eine Art Physiotherapie gegeben haben muss, die verhindern sollte, dass die Bogenschützen durch diese hässliche Asymmetrie zu Krüppeln wurden. Doch das ist ein Detail, das in der Geschichtsschreibung ausgelassen wird. Vielleicht waren dem Gletschermann auch deshalb Akupunkturpunkte zur Schmerzlinderung tätowiert worden.

Der Einsatz der französischen Armbrust reichte letztlich nicht aus, die kollektive Kraft hinter der Paläotechnik des Langbogens zu übertrumpfen. Armbrüste neu zu laden ist zeitaufwendig, während mit dem Langbogen 1.0 alle paar Sekunden Pfeile abgeschossen werden können, die, wenn Bodkin-Pfeilspitzen verwendet werden, in der Lage sind, die französischen Rüstungen zu durchschlagen. (Kompliment übrigens den Pfeilmachern, die sich den Arsch abschufteten und Tag und Nacht diese Pfeile herstellten, ohne in der ganzen Geschichte Erwähnung oder Anerkennung zu finden, und auch ihren Familien, die ihre Ernten ohne ihre Hilfe einfahren mussten.)

In Agincourt haben die englischen Underdogs gewonnen, aber wir sollten uns nicht zu sehr über diesen Sieg freuen, denn an der nächsten Ecke lauert bestimmt schon ein Na-

poleon. Und auch die Napoleons dieser Welt sollten sich nicht zu sehr freuen, denn gleich um die Ecke wartet immer ein Waterloo, mit einer Handvoll halbtoter, halb betrunkenen Cockneys auf einem Hügel, die dich überraschen und in letzter Minute, gerade als du den Sieg verkündest, deine Elitetruppen ermorden. Meines Erachtens dürften auch die zu diesem Zeitpunkt eintreffenden Preußen etwas mit dem Sieg zu tun gehabt haben, ich überlasse ihn aber lieber den Cockneys, denn andernfalls blieben ihnen bloß die Filme von Guy Ritchie und gereimter Slang.

Diese Geschichte ist also nun in einen Worimi-Bumerang eingeflossen! Ganz schön tödlich. Deen meint, dies erzeuge ein Paradox in der Kunde zur Regierungsführung in dieser Aboriginal-Waffe, denn durch die Agincourt-Brille betrachtet steht eher das Splintholz als das Kernholz für indigene Regierungsführung. Aber in unserer Kultur fühlen wir uns nicht unwohl, wenn widerstreitende Geschichten beieinander hocken – deshalb auch verwende ich in diesem Kapitel anstatt Gesetz (*Law*) meistens das Wort Kunde (*Lore*), denn es ist das Wort, das Deen in seinen hier zum Besten gegebenen Geschichten vorzieht. Deen respektiert aber auch meine Geschichten, weshalb er sich über das A[bori]gincourt-Prinzip auslässt, das wir zusammen in seinem Bumerang – der jetzt mein Bumerang ist – entdeckt haben.

»Wenn es der westlichen Regierungsführung um Kontrolle geht, darum, Prozesse zu kontrollieren, um zu einem vorhersagbaren Ergebnis zu kommen, dann ist indigene Regierungsführung beinahe das Gegenteil – der Prozess *ist* die Regierungsführung. Die Kultur ist auf einem Rahmenwerk des Nicht-Wissens gebaut, Unsicherheit in die Kultur eingebaut – konkurrierende Geschichten, die, von einem westlichen Standpunkt aus gesehen, ausgehämmert werden müssten, um zu einem einheitli-

chen Narrativ für alle Menschen und Kontexte zu gelangen.«

Deen meint, der Westen verstehe Regierungsführung als Antwort auf Unsicherheit, als einen Weg zu vereinheitlichten und vorhersagbaren Gesellschaftsstrukturen. Der Aufstieg indigener Theoretiker, die mit »Prozessen indigener Regierungsführung« hausieren gehen, bereitet ihm Sorgen, denn im Streben nach vollkommener gesellschaftlicher Kontrolle wird der Prozess zu Tode definiert. Der nach vorhersagbaren Ergebnissen strebenden Kontrolle wohnt implizit ein Zwang inne, eine Vorstellung von Ausgeglichenheit zur Minderung des Risikos.

Ich frage ihn, welche Rolle wir bei der Weitergabe von indigenem Wissen spielen sollen, wenn es zwangsläufig auf diese Art vereinnahmt und korrumpiert wird. Wo endet der Widerstand und wo beginnt das Engagement? Wie kann man sich auf beide Systeme einlassen, ohne daran kaputt zu gehen?

Es gebe keine Möglichkeit, entgegnet Deen, sich sicher auf westliche Rahmenbedingungen einzulassen, weil sie im Kontext unserer Kunde nicht abgemildert werden könnten. Sie seien den unseren direkt entgegengesetzt ohne Raum dazwischen. Ihr Hauptziel sei es, das System so weit wie möglich zu schließen. Ein geschlossenes System sei solange berechenbar, bis es nicht mehr berechenbar ist – dann bräche es völlig zusammen.

Wir bezeichnen dies als das Bezos'sche Machtprinzip, das das Gegenteil des Prinzips der maximalen Macht ist (bei dem sich natürliche Systeme in Richtung maximaler Macht entwickeln, jedoch von anderen Systemen in ihrer Umgebung begrenzt werden und in eine größere wechselseitige Abhängigkeit zu ihnen geraten – der Grund, warum nichts größer werden kann als ein Blauwal). Beim Bezos'schen Machtprinzip wird ein System geschlossen und alle Energie und Inputs werden auf es gebündelt, was dazu führt, dass alle anderen Systeme in seiner

Umgebung ausgeschlossen werden, wodurch ein unendlicher Wachstumsmechanismus entsteht – bis das umgebende System zusammenbricht. Deen bereitet es Schwierigkeiten, sich vorzustellen, wie wir mit einem solchen Phänomen in Dialog treten könnten, ohne von dem ganzen mörderischen Mechanismus dienstverpflichtet zu werden.

Er meint, dass es bei Abschließungen darum geht, sich selbst etwas anzueignen und zugleich der Allgemeinheit etwas wegzunehmen. Spieltheoretiker nennen dies die multipolare Falle, die nur zu der Art von Wettrüsten oder eines Wettlaufs nach unten führen kann, wie sie die Engländer angesichts der französischen Armbrust fürchteten. Es ist das fundamentale Gegenteil der indigenen Kultur, die auf der Offenheit der Systeme besteht, in denen wir uns befinden, aber auch auf der Vernetzung mit allen anderen Systemen. Für Deen ist das der unabweisliche Grund, dass unsere Kunde für den Westen letztlich nicht verfügbar ist. Ein System ohne Kunde ist ein entropisches System. Abschließungen sind in den Schriften, Bräuchen, Gesetzen und Religionen des Westens so tief eingeschrieben, dass sie sich nicht herauschreiben lassen.

Deen erwähnt den verteilten Charakter unserer Kunde, von dem Aunty Anne im letzten Kapitel gesprochen hat. »Jeder unserer Stämme lässt seine Kunde von Angehörigen anderer Stämme verwahren. Kannst du dir vorstellen, wie viel Vertrauen es braucht, dieses geheime und heilige Wissen einem möglichen Rivalen anzuvertrauen? Und doch verwahrt jede unserer Gemeinschaften das überlieferte Wissen anderer Gemeinschaften.«

Deens Leute halten Kunde aus der zentralen Wüste und auch aus Cape York im fernen Norden, und er sagt, in der menschlichen Geschichte sei dieses vernetzte System als Grundlage der

Regierungsführung und der Wirtschaft präzedenzlos. Es liefere den Schlüssel zur Lösung von Vertrauensproblemen, etwa der Tragik der Allmende, des Gefangenendilemmas, der multipolaren Fallen, Situationen, in denen sich miese Akteure Wettbewerbsvorteile verschafften, indem sie Systeme wechselseitigen Nutzens ausbeuteten, was schließlich – da alle, um nicht ins Hintertreffen zu geraten, das Gleiche tun müssten – zur Zerstörung gemeinsamer Ressourcen und Ländereien führe.

Miese Akteure und Böswilligkeit entstehen immer dann, wenn es keine Kunde gibt. Zur Behebung dieses Problems hat man sich alle möglichen Verschlüsselungen und komplizierten technischen Lösungen ausgedacht, man hat die Notwendigkeit beseitigt, Vertrauen in Regierungsführung und Handel aufbringen zu müssen, während in der Welt der Aborigines Vertrauen ein absolut unabdingbarer Teil jenes Prozesses ist, der Regierungsführung genannt wird. Wie also kommen wir in den Dialog mit nicht-indigenen Systemen? Wie können wir uns in gutem Glauben auf Prozesse des Gebens und Nehmens einlassen, ohne uns selbst zu zerstören?

»Wir alle unterliegen dieser wechselseitigen Beziehung, die in die Landschaft eingeschrieben ist, und sie ist mehr als nur eine Gegenseitigkeit. Es geht nicht nur darum, dass du mir den Rücken kratzt und ich dir den deinen. Die Ökonomie von Ngapartji Ngapartji aus der Zentralwüste bedeutet ganz einfach ›Geben und Geben‹, was nicht von einer Wechselseitigkeit ausgeht.«

Das »Eingeschriebensein in die Landschaft« ist hier der Schlüssel. Es ist ja nicht so, dass es in den westlichen Kulturen keine Kunde gibt, es ist nur so, dass die Geschichten keine Ortsangaben enthalten. Die Fabel vom Skorpion und dem Frosch verrät nicht, wo der Fluss ist. Wie kann ich also die Überliefe-

rung (nicht ortsgebundene Kunde) respektieren, die mir sagt: »Traue niemandem und hilf niemandem, denn man wird dich im Wasser nur zu Tode stechen«? Nicht ortsgebundene Kunde führt zu gesetzlosem Verhalten, da es leicht ist, Regeln zu ignorieren, die nicht in Landschaftsformen verankert sind. Das bedeutet, dass wichtige kulturelle Grundsätze ignoriert werden können, wie zum Beispiel »Lüge nicht, oder die Wölfe werden dich fressen« und »Hör nicht auf alte Frauen, denn sie vergiften dich oder kochen dich im Ofen« und »Hau ihm das Bein weg, Johnny«.

Aber im Ernst: Wenn die Menschen wüssten, wo das letzte goldene Gänseei heruntergefallen ist und einen Krater gebildet hat, und der Berg, der ihr Kopf ist, und der Grundwasserleiter, der ihre Blase ist, dann würden sie den Berg nicht abbauen oder den Grundwasserleiter leer pumpen, weil niemand so dumm wäre, den Vogel ein zweites Mal zu töten. Sie wüssten, dass die Gans dem Dorf nur dann goldene Eier beschert, wenn seine Bewohner sich um sie kümmern und, anstatt zu expandieren, glücklich sind, dass es ihnen gut geht.

Interessanterweise ist das Alte Testament nach indigenen Maßstäben ein gutes Beispiel für starke Kunde, da sich darin nicht viel ereignet, ohne dass auf Orientierungspunkte und Genealogien Bezug genommen würde. Ich würde sagen, es ist eine ausgezeichnete Kunde – für die Orte, die in dem Buch genannt werden. Aber jedes Land hat seine eigene, einzigartige Ausprägung der Kunde, also ist es vielleicht nicht unbedingt für jeden und überall passend? Ich weiß es nicht. Wie viele meiner eher konservativen christlichen Freunde sagen: »Ich stelle nur Fragen!«

Wenn ich wirklich am Boden bin, neige ich dazu, Deen zuzustimmen, dass für den Westen echte Kunde unerreichbar ist.

Doch Deen holt mich immer wieder aus meiner Verzweiflung heraus und so muss ich ihn an die widersprüchliche Botschaft erinnern, die auch er von Zeit zu Zeit äußert. Ich habe ihn oft sagen hören, dass wir in unserer Kultur erkennen, dass die Kunde die Menschen, selbst wenn sie in ihrem eigenen Interesse handeln, wieder mit der Gemeinschaft in Verbindung bringt. Wir wissen, dass jeder Mensch, wenn er auf Abwege geraten ist, die Fähigkeit hat, in die Kunde des Landes zurückzukehren. Also frage ich, ob es auch für ganze Nationen und Kulturen, die auf Abwege geraten sind, möglich ist, zurückkehren. Ich frage speziell nach der Anglosphäre – den Erben des Vermächtnisses von Cecil John Rhodes. Dieser alte Bastard war reich genug, um afrikanische Länder nach seinem Namen zu benennen, und in einem Entwurf seines Testaments legte er Pläne für eine Geheimgesellschaft dar, die sich der Beherrschung des Planeten durch englischsprachige Völker widmet. Der Rhodes Trust ist nach wie vor einflussreich, und offenbar hat er seine Hauptaufgabe ordentlich erfüllt. Kann die Anglosphäre aus dieser falschen Geschichte wieder herauskommen?

Deen sagt, dass die Vorherrschaft der Anglos mit Sicherheit falsche Story ist, denn jede authentisch auf Kunde basierende Kultur wird den Menschen nahebringen, dass sie nichts großartig Besonderes sind. Kein Volk hat die Vorherrschaft, weder die Anglos noch die Anthros im Allgemeinen. Er zeigt auf die Kängurus, die auf dem Hügel hinter ihm grasen. »Die Kängurus gehen ihrer Arbeit nach. Es kümmert sie nicht. Abgesehen von der Tatsache, dass ich das Gras für sie schön halte, was ohnehin meine Aufgabe ist, spiele ich für sie keine Rolle. Ich bin nicht wichtiger als sie.«

Ich habe das Gefühl, dass er der Frage ausweicht, obwohl ich, wenn ich richtig zugehört hätte, die Antwort in seiner

Känguru-Geschichte gefunden hätte. Also bedränge ich ihn weiter. Wo ist der Liederzyklus für den Neoliberalismus? Wer verwahrt die Gesetzesstöcke für die Wall-Street-Händler, die unsere Wasserrechte aufkaufen? Wie können sie wieder zurückkehren? Er sagt, der kulturelle Weg bestehe darin, anzuerkennen, dass wir alle unterschiedliche Rollen haben, und diese zu akzeptieren, indem wir auf symbiotische Weise zusammenarbeiten. (Das ist nicht gerade der Weg, den ich in diesem Buch beschreite, den er für unnötig isolierend und selbstzerstörerisch hält.) Er veranschaulicht die Kunde der verschiedenen (aber einheitlichen) kulturellen Rollen mit der Geschichte von Tiddalik, dem Story-Ort, an dem er mit seinem Laptop sitzt und mit uns Yarns knüpft.

Tiddalik war ein riesiges Froschwesen, das alles Wasser im Land getrunken hatte und nun mit seinem enormen Bauch einfach dasaß. Am Ende kam das Wasser nur durch kollektives Handeln wieder frei: Jedes Tier setzte seine einzigartigen Fähigkeiten ein, was den Frosch schließlich so heftig zum Lachen brachte, dass er das ganze Wasser wieder in die Landschaft spie. Anti-Kartell-Traumzeit! Deen meint, das sei eine Vorlage für nachhaltige Revolution, eine Revolution kollektiver Überzeugungsarbeit, der Liebe und des Gelächters. Ich überlege kurz, ob ich mein »Eat the Rich«-T-Shirt gegen eines eintausche, auf dem »Amuse the Rich« steht, aber ich habe das Gefühl, das tue ich schon zur Genüge. Trotzdem denke ich, dass in dieser Gleichung noch ein bisschen Hannibal-Lecter-Überlieferung vonnöten ist, aber vielleicht ist das der Grund, warum es mir immer so miserabel geht und Deen immer fröhlich ist.

Er erzählt mir auch Truthahn-Story, über den heiligen Anus dieses Vogels. Der Anus ist das wichtigste Element des Truthahn-Land-Systems, denn er düngt den Boden. Er meint, ich

solle bei meiner Regenerationsarbeit mehr wie ein Arsch sein: Man lasse das System all die schweren Arbeiten erledigen, während man sich einfach an der Fülle erfreue, die in einem geschlossenen Kreislauf aus Essen und Scheißen entsteht. Sogar Völlerei kann eine gute Sache sein, wenn sie im richtigen Kontext stattfindet. Zusammenfassend sagt er, die Tiddalik- und Truthahn-Arsch-Kunde zeige uns, dass wir die Menschen so lange zum Lachen bringen sollten, bis sie ihr Ego verlieren und damit glücklich sind, der Arsch (des Witzes und des Systems) zu sein und dann eine richtige Beziehung entwickeln. So, und jetzt höre ich auf zu recyceln und fange an, an meiner Stand-up-Comedy zu arbeiten. Und daran, meinen Stuhlgang in Ordnung zu bringen.

Ich gebe etwas Truthahnwissen aus dem Norden zum Besten: Wenn man die Vögel in den Bäumen sitzen sieht, heißt das, ein Zyklon ist im Anzug. Im Süden tun sie das nicht – noch nicht. Aber angesichts des Klimawandels könnte ihm dieses Wissen eines Tages helfen. Er sagt, dass wir, indem wir unsere Truthahngeschichten austauschten, Diplomatie betrieben hätten und dass gute Regierungsführung immer diplomatisch ist.

»Es ist komisch, aber unsere Regierungsführung ist so sehr in Land, in Kunde und Menschen eingebettet, dass man sie nicht unbedingt beobachten oder auch ihre Wirkung messen könnte – man kann sie nur sehen oder messen, wenn sie fehlt, denn nur dann wird sie sichtbar. Kunde ist wie dunkle Energie. Man bekommt sie nicht in Aktion zu sehen, sondern in ihrer Inaktivität. In einem System, in dem Kunde fehlt, kann man die Entropie messen sowie den verstärkten individuellen Erwerbsdrang und die Gier.«

Deshalb, sage ich, dürfte es auch so schwierig sein, Theoretikern, die sich für unser indigenes System der Regierungsfüh-

rung interessieren, unsere Kunde zu erklären. Sie sind daran interessiert, weil jede Disziplin in einem überlieferten Wissen ohne Ortsbezug gründet – nach der Manier: als wir noch Höhlenmenschen waren –, das zum Verständnis menschlicher Systeme und menschlichen Verhaltens herangezogen wird. Theoretiker beziehen sich oft auf die sogenannte Dunbar-Zahl, die durchschnittliche Personenzahl eines Stamms oder Clans – etwa 150 Menschen –, über die hinaus eine transparente kollektive Regierungsführung unmöglich wird. Deshalb auch, so wird gesagt, könnten indigene Modelle der Regierungsführung nicht im größeren Maßstab zur Anwendung kommen.

Ich hatte einen guten Yarn mit Robin Dunbar, dem Forscher hinter der Dunbar-Zahl, und er erklärte, dass seine Arbeit häufig unvollständig zitiert würde, um diese falsche Geschichte zu unterstützen, dass seine Forschung eigentlich eine von fünf bis zu tausenden Menschen in verschiedenen Beziehungsverhältnissen reichende Zahlenreihe beschreibe, die den von mir skizzierten indigenen Modellen zur Regierungsführung ähnelten. Er sagte, 150 wäre lediglich die Obergrenze naher Verwandtschaftsverhältnisse, nicht die Grenze von Verbindungen, die über die örtliche Gemeinschaft hinausgehen.

Es gelingt mir nicht besonders gut, Bruder Deen zu erklären, wie sich unser Regierungssystem auf eine kontinentale Ebene und noch weiter skalieren lässt, ohne dass dafür die gegenseitige Zerstörung globaler Lieferketten und nuklearer Abschreckung, die die modernen Imperien stabilisieren sollen, erforderlich wäre. Wenn die Yarns auf der Annahme basieren, dass die Existenz der Imperien unabdingbar sei, dann ist das schwer zu verkaufen. Ich kann es sowieso nicht gut in Worte fassen, kann es aber Bruder Deen mit einem Bild verdeutlichen, das ich in einem Muster verschachtelter fraktaler Anmut auf einen

für ihn gemachten Stock geritzt habe. Damit er es an seinem Tiddalik-Ort sehen kann, halte ich es für ihn in die Kamera, und er erläutert, was er sieht.

»Das fraktale holonische Konstrukt ist ein erstes Prinzip, aber wie eine Zellteilung funktioniert es nur, wenn die Ausgangszelle gesund ist, andernfalls erhält man einen bösartigen Tumor. Was uns an relationale Verpflichtung bindet, ist nicht Kontrolle, nicht negativ, sondern einzig der Gedanke, dass, was immer ich tue, zum Wohlergehen des Gesamtsystems beiträgt. Diese Botschaft meines Handelns dringt in jeden Winkel der Landschaft. Es geht nicht um Prävention, sondern darum, meine Liebe und meine Beziehung zum Land zu maximieren. Es ist nicht die Angst vor Bestrafung, die diese Verbindung aufrechterhält.«

Er erinnert mich an seine Einladung, zusammen mit seinem Gefolge eine Initiation zu durchlaufen, die wegen der Pandemie eine Zeit lang auf Eis lag. Als ich zuhause um Erlaubnis dafür bat, sagten die alten Fellas: »Bora ist Bora«, was heißt, diese Männerangelegenheit ist ein allgemeines Gesetz, dem ich überall folgen kann. Darüber hinaus erinnert er mich an die Kunde der Sunrise-Sunset-Traumzeit von Juma Fejo, der uns beiden diese Angelegenheit gelehrt hat, und er zeigt mir, wie er es auf den Regierungsführungs-Bumerang eingeschrieben hat.

»Unser System wird solange kaputt sein, bis wir alle diese Gesetze wieder zusammenbringen, das Sunrise-Sunset-Land bereisen und uns wieder vereinen. Ein Akt der Diplomatie. Zurzeit ist er zerbrochen. Die Kunde der alten Männer und die der alten Frauen müssen wieder zusammenkommen. Und diese sieben Geisterfamilien reisen durch die ganze Welt, es handelt sich also nicht nur um ein kontinentales allgemeines Gesetz, sondern um ein globales.«

Ich beichte, dass Juma mich gebeten hat, hier unten Aufga-

ben nachzukommen, die zu erledigen mir nicht gelungen sei, denn manchmal käme ego-getriebene Politik der Regierungsführung in die Quere. Deen meint, unsere Regierungsführung sei darauf ausgelegt, Ego und Gier zu schwächen. Es gehe also nicht um uns. Er sagt, ich sollte aufhören, mich damit abzuquälen, denn wenn ich es nicht schaffe, kümmere sich jemand anders darum.

Die Tiddalik-Story besagt, dass man ein zerstörerisches System nicht ändert, indem man diejenigen angreift, die zu viel Ego, Macht und Gier haben, sondern indem man Menschen zusammenbringt und sich mit ihnen gut amüsiert. Aber Deen bemüht sich auch herauszufinden, wie man Regierungsführung als lebendigen Prozess und nicht als Instrument der Kontrolle und der Konformität vermitteln könnte. Er meint, es gehe eher darum, die Beziehungen abzubilden als die Hauptgesichtspunkte herauszudestillieren, und die Kontexte unterscheiden sich von Ort zu Ort, so dass man nicht einfach eine allgemeingültige Liste oder ein universelles Modell abspulen könne. Eine politische Strategie zu definieren oder aufzuschreiben sei der Tod relationaler Prozesse und würde auf die üblichen römischen Militarismuskonstrukte hinauslaufen, die auch heute noch westliche Systeme infizierten und kollektive Regierungsführung zerstörten.

Das sei, behaupte ich, auch das Problem mit dem kubanischen Beteiligungsmodell: regelmäßige lokale Zusammenkünfte, deren Ergebnisse an regionale Treffen weitergeleitet und schließlich auf nationaler Ebene abgehandelt würden. Für mich sei das »Prozesskaperung«, die unweigerlich zu Rivalität führe, was den Tod echter Beziehung bedeute. Deen stimmt zu: »Sobald jemand etwas aufschreibt oder zusammenfasst, gewinnt die lauteste Stimme.« Meine Sorge ist, dass es in einer

Welt, die von den lautesten Stimmen und größten Knüppeln beherrscht wird, unmöglich würde, eine von Prozessen und Beziehungen geprägte Regierung aufrechtzuerhalten. Die Kubaner hätten auf die harte Tour lernen müssen, dass Regierungsführung nur so gut sein kann wie die Moral der Nachbarn.

Ich bin kein besonders guter Nachbar. Ich bin auch nicht unbedingt so etwas wie ein kleiner Bruder für Deen und ich spüre, wie ich mich aus diesem Yarn wieder in mich selbst zurückziehe. Ich habe keinen guten Draht mehr und plötzlich kann ich mich nicht mehr an meine Geschichten erinnern, noch nicht einmal an die, die er mir gerade erzählt hat. Selbst Agincourt ist nur eine verschwommene Erinnerung. Vielleicht liegt es daran, dass ich in letzter Zeit so viel geschrieben und zusammengefasst habe. Er hat sich aufrichtig bemüht, mich zu erreichen, aber letztlich ist es fast unmöglich, Menschen zu helfen, die ihr Leben komplett auf Schmerzbewältigung und selbstverstärkende Verzweiflungsschleifen ausgerichtet haben. Dysfunktion zieht eine ganze Infrastruktur nach sich, und ich weiß nicht, wie ich sie abbauen und etwas Besseres erschaffen soll, also schwirre ich in die halbzivilisierte Bruchbude meiner Lebenswelt zurück.

Die Keule, die ich für Deen gemacht habe, wurde in ihrer letzten Phase durch Reiben auf Beton geformt und geglättet. Das ist nicht sehr authentisch, ich weiß, aber die Stätten, die wir traditionell für diesen Vorgang aufsuchen, an denen sich über Tausende Jahre Rillen in den Fels gegraben und ihn für diesen Zweck geformt haben, sind für uns nicht mehr zugänglich. Sie sind zu nationalen Kulturerbestätten geworden und es wäre Vandalismus, sie heute für die Herstellung unserer Werkzeuge zu benutzen – würden wir diese Stätten weiterhin nutzen, würde dies die Felsen als lebenden Prozess und nicht als gekaperte Zeugnisse erscheinen lassen, was ihren unangetasteten Zustand

und ihren wirtschaftlichen Wert zerstören würde.

Deshalb bin ich zynisch, was die indigene Selbstbestimmung anbelangt. Ich weiß, dass unter dem Gesetz der Besatzungsmacht, in einem System, das von exponentieller Ausbeutung des Lands und der Zerstörung allen Lebens abhängt, Selbstverwaltung das Äußerste ist, worauf wir hoffen können. Das System muss so handeln, oder es stirbt. Australien als Nation würde echte indigene Selbstbestimmung nicht überleben. Deshalb haben wir einen restriktiven Native Title, der uns höchstens eine »Mitverwaltung« unserer Landschaft – unter Führung des Staates und der Rohstoffunternehmen – anzustreben erlaubt. Den meisten von uns ist es verwehrt, indigene Regierungsführung für die eigenen Gemeinschaften zu implementieren und für uns selbst oder gar das Land Sorge zu tragen. Also bewahren wir einfach die Kunde in der Erinnerung oder indem wir Zeremonien abhalten und auf eine Zeit warten, in der wir wieder zu leben beginnen können.

Verzweiflung hat eine Infrastruktur und ich weiß nicht, wie wir sie abbauen sollen.

Die Drosselkrähe, die auf den Stromleitungen gluckste, ist jetzt fort. Vorhin mochte ich ihre Anwesenheit nicht, aber jetzt, da sie weg ist, fühle ich mich verloren. Sie erzählt mir nichts mehr, antwortet nicht mehr. Das kommt davon, wenn man sich weigert, auf Land und Verwandte zu hören. Plötzlich kann ich das unterirdische Wasser nicht mehr erspüren. Ich habe vergessen, was Wasser bedeutet. Es ist nur etwas, das aus einem Wasserhahn kommt. Der Fluss ist ausgetrocknet, und jetzt schleppen wir unser Kanu über heißen Sand.

Tyson Yunkaporta ist Angehöriger des im äußersten Norden des australischen Queenslands beheimateten Apalech-Stammes. Er schnitzt traditionelle Werkzeuge und Waffen und unterrichtet als Professor für Indigenes Wissen an der Deakin University in Melbourne, wo er das Indigenous Knowledge Systems Lab gegründet hat. Zuletzt erschien bei Matthes & Seitz Berlin sein preisgekrönter Bestseller *Sand Talk. Das Wissen der Aborigines und die Krisen der modernen Welt*.

Dirk Höfer, 1956 geboren, ist Autor und Übersetzer. Bei Matthes & Seitz Berlin erschienen u. a. seine Übersetzungen von Anna Lowenhaupt Tsings *Der Pilz am Ende der Welt* und von *Imkern in der Endzeit* von Larisa Jašarević.

Buch vormerken:



Erscheint am 3. September 2026

Unverkäufliche Leseprobe

Copyright © 2026

MSB Matthes & Seitz Berlin

Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe *Right Story, Wrong Story*

© Tyson Yunkaporta 2023

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

www.matthes-seitz-berlin.de

Umschlaggestaltung: Dirk Lebahn, Berlin

Printed in Germany

Richtige Story, falsche Story zeigt, wie die Geschichten, die wir uns über Fortschritt, Freiheit und Erfolg erzählen, unsere Welt aus dem Gleichgewicht bringen – und wie andere, tragfähigere Geschichten aussehen könnten. Tyson Yunkaporta schnitzt ein Kanu, das uns mit auf eine Reise nimmt, und webt dabei eine lebendige große Erzählung. In der Fortsetzung seines Bestsellers *Sand Talk* befreit uns Yunkaporta von dem Irrtum, dass wissenschaftliche und indigene Wissensprozesse einander ausschließen müssen. Ein brillanter, aber auch sarkastischer Essay darüber, wie wir miteinander lernen und sprechen können, um Wissensprozesse zu gestalten, die uns in eine gute Beziehung zur Welt setzen.

ca. 270 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,
ISBN 978-3-7518-2145-2

Erscheint am 3. September 2026

